

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Rynheer Gerbrand Brebero, der Dichter, hat ein Lied davon gemacht, das sehr lieblich zu singen war und in seiner lustigen Komödie „De spaansche Brabanter“ gesungen wurde, aber da die flämischen Bürger das Lied mitbrachten, in dem ein flämischer Brabanter noch im Tode zwölf spanische Brabanter in die Flucht jagt, verboten die Spanier das Lied und Rynheer Brebero kam auf zwölf Tage in peinlichen Arrest.

Dieses ist also die Geschichte vom Dragoner von Breda, dem Mann und dem Wirtshaus in der Gasse am Lambertsplatz. Und diese Schenke war also bekannt in den Nordstaaten wie in Flandern, in Lothringen wie am Rhein, daß sogar der Abbe José Maria ihren Ruf vernommen und sie als würdig erfinden hatte, sich dort mit Jan zu treffen.

An den Gedanken hatte er sich schon gewöhnt, daß die Affäre mit den Fräuleins nicht glatt abgelaufen war. Heute war die Abenddämmerung des finstern Tages, er selbst war seit zwei Tagen hier, aber kein Herzbruder ließ sich sehen. Inzwischen gefiel es José Maria im „Dragoner von Breda“ ausnehmend. Mit Meisje Drommeloe, die eine saubere Person gegen die dreißig war, mit milchweißer Haut und Apfelbacken, verband ihn bereits eine zarte Liebe, eine gemeinsame Liebe, um denticlich zu sein, zu guten ehbaren Dingen. Als wenn es gleichgültig wäre, ob man den Leib mit dickem Fuhrmannsessen vollschlug oder Gerichte speiste, die infolge des Aufgebots von Geist, mit dem man sie erjann, gleichsam geadelt waren. Freilich würden legerische Gemüter daran Anstoß genommen haben, wenn sie José Maria am Herd gesehen hätten: eine weiße Schürze über die Soutane gebunden und den Kochlöffel in der Hand. Denn so konnte man ihn in der Tat sehen, neben ihm mit andächtigem Gesicht Meisje, mit bloßen Armen und einem Glühchen am Ellenbogen.

Nach dieser selbstbewußte Veteran von einem Herd!

Der sich nicht in irgend einem Küchenwinkel verborg, sondern in einer überbauten Nische breit und frei in der Gaststube stand, als wollte er sagen, daß jedermann sehen dürfe, was auf ihm gekocht wurde. Jedermann begleitete sein Gericht vom ersten Aufbrodeln an über die mannigfachen Gerichte, bis es vor ihm auf dem Tisch dinstampfte — eine schöne Vorbereitung auf eine so wichtige Handlung wie das Essen. Und eine vertrauensverwekende Reihe von blühenden Kupferkesseln, die Meisjes Magd zweimal in der Woche an der Maas schenerte, stand auf dem Bordbrett über der Herdnische.

„Ja,“ sagte José Maria, „nun einen Schuß Genever.“ Er hatte zwei Kessel über dem Feuer, das sein und Meisjes Gesicht beschien. In dem einen schmorten zwei Hühner, in einer kurzen Brühe, die nach Wachandelbeeren roch. In dem anderen brodelte die ein seltsames Ragout von einem halben Quart Rotwein, von Schinkenwürfeln (ohne Speck selbstverständlich), jungen Gemüsen und kleinen Bällchen, die aus dem gewiegten Fleisch der Hühnerlebern, Herzen und Nieren bestand. Eine winzige Spitze Knoblauch war auch daran, die man mit der Nase kaum wahrnahm. Und nun sollte noch ein Schuß Genever hinzu.

„So,“ sagte José Maria, und nahm die Hühner vom Feuer. Meisje mußte sie in kleine Stücke schneiden und in den anderen Kessel tun.

„Eine halbe Stunde noch lasse man das Ganze schmoren,“ sagte er feierlich und kostete die Sauce.

In diesem Augenblick trat ein Gast in die Schenke, der von dem Herdfeuer nur unsicher und zuckend beleuchtet war.

José Maria blinzelte in die Dunkelheit und plötzlich erkannte er Jan. Er ließ den Löffel fallen und brettete die Arme aus:

„Herzensjunge! Jan! Benedicamos Domini! Er ist da!“

Jan bleich, und mit beschmutzten Kleidern, trat näher und sagte mit bitterer Stimme, ohne die ausgebreiteten Arme zu beachten:

„Ah, man ergötzt sich hier, man läßt sich's wohl sein, meiner Tren! In des unferneiner die Angeln um sich reißen hört, mit Mehlbrei erstarkt werden und dann gehängt werden soll. Und in den Wäldern schläft wie ein wildes Tier, jawohl. Und verraten wird von denen, die er geliebt hat, für die er sich in Not und Gefahr begeben hat. Verleugnet und verraten! Meint Ihr, das sei nicht möglich, ehrwürdiger Herr, wo Ihr doch im Begriffe steht, zum Festichmaus Euch zu setzen, während Euer Gutgefell schon auf dem Schindanger faulen würde, wenn Gott und die vierzehn Nothelfer ihm nicht beigestanden?“

„Eine lange Rede, eine verteuflerte Rede, Jan. Trink ein wenig von diesem guten Weißwein aus Soissons, damit dein Kopf klarer wird.“

Und er reichte ihm eine behäbige Kanne, die Jan an den Mund setzte und nicht eher losließ, bis der köstliche Strom versiegt war.

Dann ließ er sich auf die Bank fallen, streckte die Beine aus und senkte sich eine Last von der Seele.

Indessen setzte Meisje die Schüssel auf den Tisch und Jans Nasentügel begannen zu zittern. Langsam richtete er sich auf und hob den Deckel ein wenig.

„Was habt ihr da?“

„Da es nun wirklich ein Festichmaus wird,“ sagte José Maria und band die Schürze ab, „so wollen wir das Gerichte

Magout Saint-Jean nennen. Im übrigen ist es ein Essen für einen Kardinal."

Und sie setzten sich zu dritt an den Tisch, und es wurde eine zwar stumme, aber desto innigere Feier.

"Und welches sind nun deine Pläne, Jan," fragte der Abbé, nachdem Jan ihm seine Geschichte erzählt hatte.

"Pläne?" machte Jan; "nun einen Wunsch habe ich: den falschen Weibern meine Berachtung ins Gesicht zu sagen. Dazu muß ich nach Paris Morgen schon."

"O Jan, wie sehr beklage ich, daß ich dich lebensfremden Jüngling in die große Welt geleitet habe! Du bist ein Kind, das sich zu unrechter Stunde von den Händen der Frau Josepha losgerissen hat. Bleib sitzen, Feuerkopf. Bist du denn sicher, daß Ehren dein Richter dich nicht angelogen hat? Und wenn er die Wahrheit sprach, was wirfst du den Kindern Untreu und Verrat vor. Hätten sie sich zu dir bekannt, würde man ihnen dann nicht böse zugefügt haben? Und wenn sie um den Preis der Lossage von dir sich frei machten, bist du wirklich so wenig ritterlich, daß du ihnen das Opfer deiner selbst nicht bringen würdest? — Meisje, meine Freundin, er bleibt ein Bauer, er wird mich freissen, aber sei's drum."

Jan sah ihn verdutzt an, dann wurde er brennend rot. Es blieb eine lange Stille. Dann fuhr er sich durch die Haare und sagte:

"Das ist also erledigt. — Ich danke dir. — Aber nun will ich trotzdem nach Paris. Wieder gut machen, was ich in Gedanken an ihnen gesündigt. Ob sie verheiratet oder eingekerkert oder gar geköpft werden — ist alles eins. Ich gehe geradewegs in den Rachen des großen Fisches hinein und rette sie. Gelobt, geschworen und kein Wort dagegen."

Und wie zur Bekräftigung nahm er einen langen Schluck.

"Heilige Muttergottes von Revelaer," rief Meisje, "steh den armen Kindern bei. Wenn Ihr sie habt, Herr Jan, dann bringt sie hierher. Es soll ihnen nichts abgehen. Ich habe da oben zwei schöne Stuben; wenn man sich ein wenig aus dem Fenster lehnt, kann man den grooten Lambert sehen. — Und welche von beiden wollt Ihr heiraten?"

Jan zwinkerte mit den Augen und rieb sich die Hände; und es war schon wieder der alte Jan, der jetzt sagte:

"Ich will in Durantes Hände fallen, wenn es mir nicht schon leid geworden ist, seitdem ich Euch gesehen habe."

Meisje wurde rot und stand auf, um eine frische Kanne zu holen.

"Trinkt, Herr Jan, das ist besser als häßliche Reden führen."

Inzwischen hatte sich die Schenke mit Gästen gefüllt. Jetzt traten zwei Dragoner herein, von denen einer, ein dicker, grauhaariger Mann mit rotem Gesicht, ein Wachtmeister war.

"Es sind Werber," raunte José Maria Jan zu. "Antwort mir: ja, wenn sie dich etwas fragen."

"Also: nein?"

"Das ist besser."

"Diegen denn in Blüthich Soldaten in Quartier?"

Der Wachtmeister, der die Frage gehört hatte, trat heran:

"Wadere Soldaten," rief er, "will ich meinen. Die besten Regimenter. Sturmius-Dragoner — Satanskerte, sag ich Euch. Wir gehören zum Regiment."

"Man sieht Euch die Tapferkeit am Gesicht an," sagte José Maria.

"Wenn die Herren nicht inkommodiert sind —?" meinte der Wachtmeister und setzte sich zu ihnen. "Man steht's uns an. Wahrhaftig, Herr Abbé. Meint Ihr nicht auch?" fragte er Jan.

Jan glogte ihn an und sagte dann:

"Nein."

"Hoh! Galgen und Prosoß! Habt Ihr nicht bessere Meinung von uns?"

"Nein," sagte Jan und glogte.

"Jungfer Meisje: einen Krug Burgunder. Der König von Spanien zahlt alles!"; und er schlug sich auf seine Hofe, darin es klingelte.

"Trinkt mit," rief ein Dragoner, "der Wachtmeister hat recht. Trinkt mit."

Jan nahm und trank.

"Ja, ja," sagte der Wachtmeister, "den spanischen Soldaten geht nichts ab. Und immer vor Heil voran und da-

mit bei der Beute. Ich sage euch, jeder Dragoner könnte sich schon ein Bauerngut kaufen, aber sie mögen nicht hinter dem Pfluge gehen. Und Weiber haben wir, immer frisch. Gestern sind wieder zwei venezianische Kurtisanen ins Lager gekommen. Ihr habt doch die Weiber gern?"

"Nein," sagte Jan.

"Ja, der Appetit wird schon kommen."

"Ich bin zwar an den Umgang mit Kriegsmännern gewöhnt," sagte der Abbé und strich seine Soutane glatt,

"aber ich bitte Euch, schont die Ehren dieses Knaben. Im übrigen hat er eine Braut."

"Was Braut?" schrie der Wachtmeister und schlug auf den Tisch. "Spanischer Majestät Dragoner haben nur eine Braut: die Muskete."

"Dieser Jüngling ist kein Dragoner."

"Wird's! Wird's! So wahr ich mit dem tollen Christian bei Höchst die Klinge gekreuzt habe! Dragoner! Tags die Muskete im Arme; wie sie heiß wird und Feuer atmet! Und nachts die Dirne im Arm, und morgens, wenn die Trompeter "Kuffizen" blasen, kein Lebewohl!"

"Und wohin geht's, wenn Ihr reden dürft?"

"Wohin, ehrwürdiger Herr?"

Und schmauben erst die Köpfer

Und brennen erst die Schläpfer

An der Schelde oder am Rhein —

Es muß geritten sein! —

Um ernsthaft zu sprechen, wir wissen nie, wohin es geht. Hatte gestern auf dem Rathaus die Wache. Ging die Rebe, es sollte bald für den Franzos gefattelt werden."

"Nach Frankreich?" rief Jan, "nach Paris?"

"Nach Paris? Kann leicht sein! Hast du Lust, mitzureiten?"

"Nein," sagte Jan, aber er brütete.

"Verflucht dein Jungferwein! Trink dir Courage, Bursch, Meisje! Die Kanne ist leer. Spanische Majestät bezahlt!"

"Trink nicht so viel, Jan," sagte José Maria.

"Herr Abbé," schrie der Wachtmeister und rollte die Augen, "ich weiß nicht, ob Ihr ein Recht habt, dem Burschen den Wein zu verbieten, aber wenn er Euch nichts angeht, dann möchte ich gerade heraus sagen: Laßt ihm sein Vergnügen."

"Und ich möchte Euch geradeheraus sagen, daß auch Ihr besser tåtet, nicht so viel zu trinken, denn es steht grauem Haare schlecht an, auf einem Kopf zu wachsen, den der Wein verwirrt!"

Der Alte schlug wie rasend mit den Fåusten auf den Tisch.

"Ich würde Euch fordern. Aber Ihr seid geistlich, und ich kann Euch nicht töten."

"Nein, das könnt Ihr wahrlich nicht," sagte José Maria und lächelte niederträchtig. "Im übrigen scheint mir, daß Ihr weniger ein Wachtmeister seid als ein Paulenschläger. Aber Ihr irrt, dieser Eidentisch ist kein Kalbsfell."

Allerdings war José Maria wåtend. Denn er sah Jan vor sich hinstieren und an den Lippen nagen. Erriet er seine Gedanken? Daß er hier wieder mit den Sturmius-Dragonern zusammentraf, die ihm in Kln zuerst die Courage ins Herz trompetet hatten und die vielleicht jetzt nach Frankreich zogen, wo Griet saß und Marie-Anne saß, deren Schicksal ungewiß war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Snger der Vaterlandsliebe und des Preußentums.

(Zum 200. Geburtstage Ewalds von Kleist, den 7. Mrz.)

Von Dr. Paul Landau.

Unberwund'nes Heer, mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde bringt,
Um das der frohe Sieg die gld'nen Fgel idwngt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!
Sieh, Feinde, deren Last die Stgel fast versinken,
Den Erdkreis bebun macht,
Dieh'n gegen Dich und droh'n mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rsse trinken.
Der drre, scheele Neid traibt niedertrch'ge Scharen
Aus West und Ost heraus,

Und Nordens Höhlen wein, so wie des Dits, Barbaren
Und Ungehör'n, Dich zu verschlingen aus.
Ich seh', ich sehe schon — freut Euch, o Preußens Freunde
Die Tage Deines Ruhms sich nah'n.
In Ungewittern zieh'n die Wilden stolz heran:
Doch Friedrich winket Dir — wo sind sie nun, die Feinde?

Ist das ein Gedicht aus unsern Tagen? Wann hätte ich schon
woher ein Deutscher so gesungen, so singen dürfen? Mit gutem
Recht hat man gesagt, daß Deutschland sich heute „in der Lage
Friedrichs des Großen“ befinde, und Strophen aus dem 7jährigen
Kriege sind es auch, „das beste Kriegsgedicht der preußischen
Zeit“: Ewald von Kleists „Ode an die preussische Armee“. Wenn
wir in diesen gewaltigen Tagen, in denen die Gegenwart uns ganz
gefangen nimmt, eines vor zwei Jahrhunderten geborenen, fast
vergessenen Dichters gedenken, so muß sein Wesen und Werk
in unsre Stimmung hineinpassen, und das ist bei der Persönlichkeit
und Dichtung Kleists in hohem Maße der Fall.

Der preussische Major, der bei Kunersdorf den Heldentod
starb, ist der eigentliche Sänger der Helldanten Friedrichs, so
wie Körner der der Befreiungskriege und wie Liliencron der von
1870. Auch bei ihm sind Leben und Dichten unaufhörlich ver-
knüpft, und diese Weihe des tiefsten Gefühls, diese innere Wahr-
heit hebt seine Verse über die von ihm angeregten, so prächtig
nachempfundenen Grenadierlieder des Kanonikus Gleim. Wie
Körner und Liliencron ist er durch den Krieg erst eigentlich zum
Dichter geworden. Alles, was er vor diesem großen Erlebnis ge-
schaffen, ist zwar begabt, aber matt, tändelnd und unpersönlich; selbst
sein viel gerühmter „Frühling“, der lange für das Muster eines be-
schreibenden Gedichtes galt, ist ein Stubengewächs und trotz vieler
feiner Bilder und anschaulicher Züge ohne rechtes Leben. Im
zweiten schlesischen Kriege, in dem er an keiner der großen ruhm-
reichen Schlachten teilnehmen durfte, hatte er nur die Rehrseiten
des Waffenhandwerks, die Greuel und Entbehrungen, kennen ge-
lernt. Seine weiche empfindsame Seele flüchtete sich deshalb zur
friedlichen Idylle, und schauernd stellt er einmal eine Schlacht-
szenen als furchtbares Gegenstück dem Bilde eines ländlich-stillen
Gnades gegenüber. Erst die Feuerprobe des preussischen Staates,
der 7jährige Krieg, entlockt dieser träumenden und innerlich grü-
belnden Seele Töne männlichster Kraft und heroischer Erhabenheit,
hämmernd das empfindsame Herz stahlhart, und von dem trennen
Freunde Lessing beraten, führt er nun das Morgenrot einer
nationalen patriotischen Dichtung herauf, wird zum ersten Ver-
herrlicher einer preussischen Vaterlandsstube und gibt zugleich die
Anregung zur „wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges“,
wie Goethe Lessings „Minna von Barnhelm“ genannt hat. Als
Mitschöpfer des deutschen Patriotismus und als Urbild des
Tollheim wird uns Ewald von Kleist stets teuer bleiben als
Sänger und Held wie als Idealgestalt des preussischen Offiziers.

Wie Tollheim fühlte auch er sich vor allem als Soldat. Er
glüht vor Kampfbegier und empfindet als sein größtes Unglück,
daß er nicht vor den Feind kommt. „Ich wünsche nichts mehr“,
schreibt er an Gleim, „als nur einmal mit 200 Mann komman-
diert zu sein und dann von 2000 Oesterreichern aufgegriffen zu
werden; wenn ich mich ergebe, so möchte mich immer der König
zum Söldner machen lassen.“ Voll Ingrimm nimmt er seine
Verse aus seinem altpreussischen Regiment in ein neues,
aus dem besiegten Sachsen gebildetes auf, das ihn zum Drill
und Gamaschendienst verurteilt: „Hundert andern wäre eine Ver-
änderung, wie die meinige ist, gebient gewesen, und die müssen
im Felde bleiben, und ich, dessen größte Glückseligkeit es gewesen
wäre, darin zu bleiben, ich muß heraus und hinter die Mauer.
Es will mir in gar nichts glücken.“ Ein andermal heißt es:
„Ich habe so viel Ehre wie alle die Kerls, die besser geachtet
werden als ich, und muß hinter der Mauer sitzen.“ Aber alle
Unrechtfertigkeit und aller Tort können ihn nicht einen Augen-
blick wankend machen in seiner begeisterten Liebe zu seinem großen
König, den er für einen „unvergleichlichen General“ erklärt und
der eben Wichtigeres zu bedenken hat als das Wohl des Ein-
zelnen. Neben derbem Humor und stolzen Heldentum steht bei
ihm wie bei Tollheim eine zarte, weiche, fast schwärmerische Em-
pfindung. Das melancholische Nachgefühl einer unglücklichen Liebe,
— zu jener Wilhelmine von der Goltz, der Minna ihren Vor-
namen verdankt, — verleiht seine Visionen und gaukelt ihm
das verlorene Liebesglück in schäferlich elegischen Versen vor.
Ein Zwiespalt zwischen Verzug und Neigung ist in dem eintönigen,
im gleichmäßigen Ablauf täglich sich wiederholenden Garnison-
leben, in dem durch die vielen Soldaten zu einer einzigen Kaserne
umgewandelten Potsdam quälend hervor. „Potsdam ist für mein
melancholisches Temperament zu traurig“, meint er, „ich kann
es nicht darin aushalten“. Er sinnt beständig auf Reisen, die
ihn erst als Hauptmann in Werbegeeschäften bis in die Schweiz
und zu den Vorkämpfern der neuen Dichtung führten; er eilt oft
ohne Urlaub nach Berlin, wo ihn die literarischen Kreise an-
ziehen. „Unter den Offizieren ist es eine Schande, Dichter zu
sein“, sagt er, und seine Tatkraft in dem Kriege ist durch
den Wunsch verhärtet worden, als sogenannter Schöngest seine
Tatkraft gegen jeden Zweifel rohen Draufgängerturns zu sichern.
Wohl hat er aber seinem Mitron einmal vergessen, die Wache ab-
zulösen, aber gewöhnlich war er eifrig streng im Dienst. Erholung
war ihm ein rechtlicher Mitt durch die Umgehung Potsdams; mit

einem Fuß „fährt er sich schon im Steigbügel“, auch beim Dichten.
Aus solchen Feden und doch nachdenklichen Ausflügen ist sein
„Frühling“ geboren worden. Aber auch durch die lieblichen Bil-
der des Naturgedichtes klingt der dunkle Molton einer unbe-
friedigten, nach Taten dürftigen Seele, die tiefe Sehnsucht nach
föhmem Feden und schönem Sterben. Den hellen Klang der
Größe und des Sieges fand er erst, als die große Stunde des
Kampfes schlug. Prophetisch rief er damals aus:

Auch ich, ich werde noch — vergönn es mir, o Himmel! —
Einher vor wenig Helden ziehn.

Ich seh' dich, stolzer Feind, den Keinen Haufen stich'n,
Und sind' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

Todesahnungen hatten den melancholischen Krieger schon oft
besallen. Früh begegnete wir in seinen Briefen Andruken wie dem
schmerzlichen: „Warum müssen doch die sterben, die gerne leben
und wert sind, daß sie leben, und warum sterben die nicht, deren
größtes Glück der Tod wäre!“ Seine Phantasie „vermählt sich im-
mer mit dem Kirchhof“, und so wächst seine Gestalt zu einem todes-
verklärten Blutsengen des preussischen Heldentums empor. Die
Freundschaft mit Lessing, ein echt antiker Bund gegenseitiger Ein-
gabe und Verehrung, läßt diesen letzten Jahren erst die dichterische
Reife erblühen. Von der geschloßl zerstückenden, mit Reden-
schmuck und schmögigen Arabesken des Stils überreich verzierten
Wortmalerei schreitet er über eine Periode knapper Epigrammen-
kunst zu einer prunklos schlichten, nach ernster harter Größe ringen-
den Form vor, zu jenem preussisch-römischen Heldentum, das
den stärksten Ausdruck in Lessings „Philotas“ gefunden hat, aber
auch wundervoll in Friedrichs d. Gr. Schriften durch die fran-
zösischen Sätze löst, s. B. im Lehrgedicht vom Kriege. In den
letzten Dnen, der stolz großartigen „Ode an die preussische Ar-
mee“, in dem bitter kraftvollen „Geburtslied“, in der männlich
religiösen „Gymne“, die er, durch die frommen Vieder seiner
Grenadiere auf dem Marice gerührt, während auf seinem Biede
entwarf, auch in dem schönen „Trin“ hat Kleist sein Bestes als
Dichter gegeben. An Gleim schrieb er, was nun seine Seele vor-
tisch erregte: „Es muß Großmut, unglückliche Tugend, wunder-
bare Effekte der Vorsehung, Größe der Seele oder sonst viel
Nüchternes und Erhabenes in der Geschichte sein, sonst ist es mir
sad und ich kann es nicht machen. Ich bin das Materische, Ver-
liebte, sehr Boettische usw. überdrüssig.“ Sein heroischer Schw-
nepsengang war das Helldenick „Eisiges und Raches“, das den
Opfertod zweier macedonischer Krieger bei der Rettung des Ba-
terlandes gegen die Athener schildert, ein Preislied auf Freunds-
schaft und Helldenttum, dessen Szenen hinter dem antiken Kostüm
Kriegserlebnisse der Gegenwart enthalten und dessen Krieger trotz
der griechischen Namen Soldaten Friedrichs sind. Die kalten
steifen Rhythmen dieses Gedichtes haben doch ihren feinen, inner-
lich erlebten Zeitstil, den eines etwa sojigen Klassizismus, der
bei aller Befangenheit und unbewogenen Plastik glüht und wirkt
in einer echten, heiligen Stimmung, in einer monumentalen For-
menstrenge. „Der König war ihm zu groß;“ ihn konnte er nicht
singen, aber den Geist der „Potsdamer Wachtparole“ hat er ge-
sungen und zugleich sein eigenes Sterbelied. In dem furchtbaren
Kampf von Kunersdorf empfing er den Todesstreich, nachdem
er mit unvergleichlicher Bravour gekämpft und 15 Verwundungen
erhalten hatte. Die schönen Schlussworte seines Epos waren in Er-
füllung gegangen:

Ihr Krieger, die ihr meiner Hellden Grab
in später Zeit noch seht, streut Rosen drauf
und pflanzt umher von Vorberern einen Wald.
Der Tod für's Vaterland ist ewiger
Verehrung wert. — Wie gern' sterb' ich ihn auch,
den edlen Tod, wenn mein Verhängnis tritt!

Und über Tod und Grab hinaus hat diese nach einem schönen
Wort Goethes „gleichsam selig gesprochene deutsche Dichtergestalt“
noch stärkeud und betrachtend auf den deutschen Geist gewirkt.

Man hat jetzt wieder daran erinnert, daß die Geburt des
deutschen Patriotismus, von dem man um die Mitte des
18. Jahrhunderts noch nichts wußte, mit einer wichtigen kleiner
Schrift verknüpft ist, mit Thomas Abbt's Büchlein „Vom Tode fürs
Vaterland“. Bildet der Inhalt und Gehalt dieser neuartigen Pre-
digt die Persönlichkeit Friedrichs d. Gr. und der durch ihn in die
Welt gekommene Geist der Aufopferung und des Heldentums, so
ist ihr eigentlicher Held Ewald von Kleist, an dessen Grab, nahe
vor den Toren Frankfurts, der junge Professor den Plan zu seinem
Werk faßte. Kleist'sche Gedanken sind es, die hier ausgesprochen
werden; seine durch sein Blut bezeugte Auffassung von Liebe und
Opfermut für Vaterland und Herrscher wird verteidigt; seine Ge-
stalt steht in verklärtem Licht hinter Abbt's Worten, und in einer
Verherrlichung seines Heldentodes klingt die Schrift aus: „Wie
heilig müssen nicht unsern Nachkommen die Felder von Jorndorf
und Kunersdorf sein! Zitternde Wehmut und ehrfurchtsvolle
Schauer müssen sie durchwandeln, wenn ihr Fuß auf die schon tief
eingefallenen Grabstätten tritt, unter welchen Examindonen liegen.
Und wenn ich auf dem einsamen Spaziergange, mitten unter dem
lärmenden und unachtsamen Pöbel, an Deinem Grab, unsterblicher
Kleist, an Deinem Grabe vorübergehe: dann müsse ich Deine fürs
Vaterland empfangenen Wunden abzählen, Deine Entschliebung,
ihm die schon erschöpften Kräfte vollends zu weihen, kühlend be-
wundern und Dir den Dank zollen, welchen wir den für unsere

Sicherheit sich aufopfernden Patrioten schuldig sind. Wie weit läßt, aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, der sterbende Krieger den unsterblichen Dichter hinter sich! Seine Werke dienen jetzt als Lorbeeren, die er um sein Grab pflanzt; aber wenn dieses Grab nicht den Patrioten einschloße: würden diese Lorbeeren wohl so schön grünen?"

Menichen, die mit Tieren wettlaufen.

Der Wettlauf mit schnellfüßigen Tieren ist eine uralte menschliche Gewohnheit. Kinder laufen mit Hunden um die Wette, größere Knaben versuchen, mit Pferden Schritt zu halten, und selbst für den Erwachsenen hat es einen besonderen Reiz, es durch Kraftanstrengung seiner Gliedmaßen mit schnellfüßigen Tieren aufzunehmen. Der Wettlauf zwischen Mann und Pferd ist in früheren Zeiten eine häufige Belustigung gewesen; so berichtet Hermann Grimm, daß Piero von Medici sich auf einen Spanier, der in seinem Marzfall diente, ebensoviel wie auf Michelangelo zugute tat, weil er so schnellfüßig war, daß er im Lauf ein Pferd in gestreckter Karriere überholen konnte. Zuweilen wurde der Wettlauf zwischen Mann und Pferd, wie die „Naturwissenschaftliche Wochenchrift“ in einem hübschen Aufsatz mitteilt, in grausamer Form angeheißt. Als der Aufstand des Herzogs von Monmouth von den Truppen Jakobs II. im Westen Englands niedergeschlagen war, wurden die Gefangenen haufenweise hingerichtet. Ferverham leitete diese Hinrichtungen. Macaulay sagt von ihm, daß er die Gehege der Engländer nicht kannte und sich um ihre Verhältnisse nicht kümmerte, da er an den kriegerischen Uebermut Frankreichs gewöhnt war. Er machte einem der Gefangenen, einem jungen Manne, der wegen seiner Schnelligkeit im Laufen berühmt war, Hoffnung, daß er mit dem Leben davon kommen könne, wenn er aus einem Wettlaufe mit dem Fohlen der Marischen siegreich hervorginge. Noch heute ist der etwa dreiviertel englische Meilen (ungefähr 1,2 Kilometer) lange Raum, den dieser Mann mit dem Pferd durchlief, es am Ziel hinter sich lassend, durch Markzeichen auf dem Moore angegeben, wo sich die Hinrichtung abspielte. Ferverham jedoch schämte sich nicht der Niedrigkeit, den Unglücklichen, der doch die verlangte Leistung vollbracht hatte, mit vielen anderen Gefangenen zusammen aufzuhäufen zu lassen.

Von solchen Laufleistungen des Menschen ist heutzutage, wenigstens bei den weißen Rassen, nichts mehr bekannt. Professor W. A. McGee vom Smithsonian Institute in Washington will jedoch vor einigen Jahren bei einer Expedition nach Kalifornien den Stamm der Seri-Indianer genau erforscht und dabei festgestellt haben, daß diese Leute außerordentliche Läufer sind; das unvortheilhafte Klima ihrer Heimat zwingt sie dazu, allen Tieren, deren sie habhaft werden können, mit der größten Geduld nachzustellen. Schon die kleinen Knaben üben sich daher im schnellen Laufe, so berichtet der amerikanische Gelehrte, und sämtliche Mitglieder dieses Stammes bringen es darin zu hervorragenden Leistungen. Die Knaben bringen es fertig, die Wolfshunde, mit denen sie aufwachsen, im Laufe einzuholen, nachdem sie ihnen einen beträchtlichen Vorsprung gegeben haben. Auch belustigen sie sich damit, Hasen in vollem Lauf auf weiter Ebene lebendig zu fangen, ohne daß sie dazu irgend welche Wurfgeschosse oder Fangmittel benutzen. Selbst davonliegende Vögel holen sie ein und reichen ihnen Schwanzfedern aus. Auch die Frauen belustigen sich damit, Hasen ohne Hilfsmittel zu jagen, und die erwachsenen Männer sind imstande, auf den steinigten Ebenen den schnellsten Hirsch das leichtfüßigste Pferd einzuholen. McGee veranstaltete ein Wettrennen zwischen einem Seri-Indianer und einem Pferd, wobei er letzteres als Preis aussetzte. Das Tier wurde losgelassen und in äußerster Schnelligkeit angetrieben; nach kurzer Zeit aber war ihm der Indianer schon auf den Fersen. McGee erzählt, daß er sich in vollem Lauf auf den Rücken des Pferdes geschwungen, mit der einen Hand zwischen dessen Ohren, mit der anderen in die Schnauze gefaßt habe, und daß im nächsten Augenblicke sich das Tier mit gebrochener Nackgrat auf der Erde wälzte. Die „Naturwissenschaftliche Wochenchrift“ nennt diese Mitteilungen etwas unwahrscheinlich. Man kann wohl unbedenklich noch weiter gehen und sie in das Reich der Fabel verweisen, denn die Unterschiede der Geschwindigkeit zwischen Pferd, Hund oder Hasen einerseits und Menschen andererseits sind groß. Die besten menschlichen Läufer, welche sowohl wie Indianer, die bei großen Sportveranstaltungen gefiegt und Höchstleistungen aufgestellt haben, haben bisher noch nie eine Geschwindigkeit von 10 Metern in der Sekunde erreicht; für 100 Meter waren bisher wenigstens 10,4 Sekunden nötig, und beim Aufstellen neuer Höchstleistungen hat es sich immer nur um fünfstel oder zehntel Sekunden gehandelt, um die die alte Höchstleistung unterboten wurde. Was leistet dagegen ein Pferd? Rennpferde haben in mittellangen Rennen einzeln gemessene Strecken von hundert Metern in 5 Sekunden, also mehr als doppelt so schnell zurückgelegt; bei längeren Rennen legen gute Rennpferde immer noch an die 16 Meter in der Sekunde zurück und ein gewöhnliches Reitpferd bringt es beim schnellen Galopp noch immer auf 12 Meter oder etwas mehr. Hunde können auf kurzen Strecken mit dem Rennpferde Schritt halten, und selbst der gemeinste Dorfzotler legt 100 Meter in 7 bis 8 Sekunden zurück, so daß kein Mensch ihm

einen Vorsprung geben und ihn dann einholen kann. Hasen sind selbstverständlich schneller, als die schnellsten Hunde, denn bei den Wettrennen von Windhunden, wie man sie in Amerika, England und einzelnen andern Ländern kennt, brauchen zwei sorgfältig geübte Windhunde gewöhnlich längere Zeit, bis sie den schnellfüßigen Hasen zur Strecke bringen.

Vermischtes.

* **Losung und Feldgeschrei.** In früheren Kriegen war es für die kämpfenden Parteien sehr wichtig, ein Lösungswort zu haben. Denn im wilden Getümmel des Nahkampfes kamen die Feldabzeichen nicht mehr zur Geltung, da konnte sich einer dem anderen gegenüber nur durch das Lösungswort ausweisen. Ähnlich verhielt es sich, wenn einzelne Trupps oder Schleichpatrouillen im Dunkel aufeinander stießen, oder wenn ein Einzelner sich den Vorposten näherte. Gewöhnlich galt das Lösungswort, das streng geheim gehalten wurde, für das ganze Heer und auch für längere Zeit. Zur Verhärkung des Geheimnisses fügte man dann noch ein besonderes Feldgeschrei bei, so daß der von einem Vorposten Angerufene zweimal Auskunft geben mußte. War das Lösungswort in der Regel irgendein Name, der des Königs, eines Feldherrn, einer Schlachtort oder ein Siegeswunsch, so war das Feldgeschrei immer ein Rufname. In den Kriegen der neueren Zeit hat man das Lösungswort immer noch benutzt, auch im siebtziger Kriege. Gewöhnlich wählte man dabei ein Doppelwort, z. B. Gewehr! Lauf! Würde nun ein Mann angerufen, so sagte er die letzte Silbe — „Lauf!“, und der Angerufene stellte nun seinerseits mit der Ergänzung des Wortes durch die ersten Silben „Gewehr“ — sich als Freund vor. Dieses Lösungswort wurde jeden Tag für jede Armee neu angegeben. Auch jetzt im Weltkrieg haben wir noch das Lösungswort. Es wird auch noch täglich von der höheren Stelle ausgegeben, aber es gelangt oft gar nicht mehr bis zu den kleinsten Gruppen. Die Verhältnisse haben sich eben geändert, und bei den Heerführern der Jetztzeit tauchen oft Teile einer Armee überraschend neben Aufteilungen einer anderen Armee derselben Partei auf, so daß an eine Verständigung durch Lösungswörter gar nicht zu denken ist. Da muß eben der Aufklärungsdienst einsetzen und feststellen, ob Freund oder Feind sich nähert. Posten und Patrouillen halten natürlich durch das Lösungswort auch ihre Verbindung aufrecht. Daneben haben sich in der Heide beim Sturm wieder die alten Schlächtere eingeführt, die so anfeuernd wirken. So werden die Engländer von unseren Feldgrauen oft mit dem Racheruf „Tingtau“ erwidert. Den Russen aber schallt „Hindenburg“ schrecklich ins Ohr.

Die Küche im Kriege.

(Nachdruck dringend erwünscht.)

Hoggenmehl-Brei: 1 1/2 Liter Wasser, 250 Gramm ungesiebtes Roggenmehl, Salz. Das Wasser wird zum Kochen gebracht, und während es langsam kocht, das Mehl daran gerührt, womit es ganz schwach eine halbe Stunde kochen muß. Dann gibt man Salz dazu, tut etwas Butter daran und ist es mit süßer Milch.

Bittige Fleischklößchen: 250 Gramm Fleisch, 525 Gramm Kartoffeln, 1 Ei, etwas Pfeffer, 15 Gramm Salz, 10 Gramm Zwiebeln. Für etwa 6 Personen. 250 Gramm gewiegtes gedochtes Fleisch werden mit den geriebenen Kartoffeln mit Zwiebel und Gewürzen vermischt (man kann auch etwas Bratenauce daran tun). Aus dieser Masse werden kleine Klößchen geformt, die in Salzwasser kurz gekocht, mit Gemüse oder mit Gemüse und Kartoffeln gegessen werden.

Silbenrätsel.

au, ab, chl, de, ee, der, e, e, fe, gr, li, lö, m, me, ml, neu, ph, ru, s, sto, sun, tau, ter, ur, we, witt.

Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen acht Wörter gebildet und derart untereinander gesetzt werden, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ein gestülptes Wort ergeben. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter der Reihe nach folgendes:

1. Griechische Göttin.
2. Einen Mädchennamen.
3. Gebirge in Asien.
4. Titel einer Operette.
5. Ein Raubtier.
6. Ruhestätte für irdische Ueberreste.
7. Eine Halbinsel.
8. Männlichen Vornamen.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:
Rachen, Kochen, Rechen.